

Oh, armes Jerusalem

Ultraorthodoxe jüdische Männer und arabische Frauen sind auf dem Arbeitsmarkt in Jerusalem in bescheidenem Mass vertreten. Die Gründe sind unterschiedlich, doch die Auswirkungen dieselben: In Jerusalem steigt die Gefahr einer wirtschaftlichen Katastrophe.

von Joëlle Weil

«Jerusalem aus Gold», lautet der Titel eines der bekanntesten Lieder der israelischen Songwriterin und Sängerin Naomi Schemer aus dem Jahr 1967. Ein Lied, das bis heute gesungen wird. Dabei hat die Hauptstadt Israels nicht mehr viel Glanz. Jerusalem ist zwar der religiöse Bauchnabel der Welt: Juden beten an der Klagemauer, die als einziger Überrest des Zweiten Tempels gilt. Moslems beten auf dem Tempelberg, wo sich die Al-Aksa-Moschee und der Felsendom befinden und von wo aus der Prophet Mohammed in den Himmel aufgestiegen sein soll. Christen pilgern zur Grabeskirche, wo die Kreuzigung Jesu stattgefunden haben soll und dessen Grab vermutet wird. Der heilige Schein der Stadt blendet aber über die Tatsache hinweg, dass sich in Jerusalem eine wirtschaftliche Katastrophe entwickelt.

Schon seit Jahren gilt Jerusalem als ärmste Stadt Israels. Von den über 860 000 Einwohnerinnen und Einwohnern lebt fast die Hälfte unter der Armutsgrenze. Das schlägt sich vor allem auf die Statistik in Bezug auf Kinderarmut nieder: Über 58 Prozent der Kinder Jerusalems sind arm, Tendenz stark steigend. Jedes Jahr erscheinen zahlreiche Statistiken, welche die Armutssituation Jerusalems aufzeigen, und jedes Jahr stehen zwei Bevölkerungsgruppen bei die-

sen Auflistungen heraus: die ultraorthodoxen Juden – die sogenannten Haredim – und die arabische Bevölkerung. Beide fallen durch ein sehr tiefes Einkommen und eine hohe Arbeitslosenrate auf. Beide Bevölkerungsgruppen sind in Jerusalem signifikant: Von den 63 Prozent Juden, die dort leben, zählen 36 Prozent zu den ultraorthodoxen Juden. Ebenso sind 36 Prozent der Einwohner Jerusalems Palästinenser oder arabische Israelis.

Faul oder unwissend?

Die Situation ist besonders bei den Haredim frustrierend, denn gerade einmal 44 Prozent der ultraorthodoxen Männer in Jerusalem gehen einer Arbeit nach, während dies bei ihren Frauen immerhin die Hälfte tut. Zum Vergleich: Generell liegt die Arbeitslosenquote in Israel bei 4,1 Prozent, die Arbeitsquote nicht haredischer Männer in ganz Israel liegt bei 87 Prozent und bei nicht haredischen Frauen in ganz Israel bei 82 Prozent. Obwohl also auch haredische Frauen weit weniger häufig arbeiten als zum Beispiel christliche Frauen oder nicht ultraorthodoxe Jüdinnen, sind sie doch oft die Hauptverdienerinnen ihrer Familien.

Viele ultraorthodoxe Juden entscheiden sich, vor allem in der Hauptstadt, gegen den Arbeitsmarkt, weil sie davon überzeugt sind, ihr Leben dem Religi-

onsstudium widmen zu müssen. Wer in Vollzeit einem Thora-Studium nachgeht, kann sich dem obligatorischen Militärdienst in Israel entziehen. Eine Kontroverse unter der israelischen Bevölkerung. Der nicht absolvierte Militärdienst erschwert den Einstieg in die Berufswelt, denn in Israel ist der Armeedienst eng mit der beruflichen Laufbahn verknüpft: Einerseits bietet die Armee eine Art Berufsausbildung, welche vielen Israeli nach ihrem Dienst Türen öffnet. Zusätzlich haben Soldaten, welche innerhalb der Armee befördert wurden, bessere Karrierechancen. Das ist heute nicht mehr so extrem, wie noch vor 20 Jahren, dennoch sind diese zwei Faktoren noch immer oft eng miteinander verknüpft. Wer also keinen Militärdienst leistet, hat tendenziell einen schwereren Start.

Angefangen bei der obligatorischen Schulzeit, welche ultraorthodoxe Juden in ihrem Umfeld absolvieren, jagt bis zum Lebensende eine Religionsstunde die andere. Oft wird ihnen deshalb Faulheit und gewollte Teilnahmslosigkeit vorgeworfen. Dabei muss man jedoch beachten, dass die meisten Ultraorthodoxen in Jerusalem so abgeschottet aufwachsen, dass sie kaum lernen, bewusst Entscheidungen zu fällen. Mit der Welt ausserhalb ihrer Gemeinschaft treten sie nicht in Kontakt, kennen die Alternati-



Jonathan Trabelsi:

«Wir nutzen das Internet weniger oder sogar überhaupt nicht. Wir kennen viele Zugänge, welche anderen Menschen simpel erscheinen, nicht»

ven zu ihrem Lebensstil deshalb oft nicht und setzen sich auch nicht damit auseinander. Es ist eine Form der anerzogenen Isolation, welche die Männer und Frauen in dieses Schema treibt. Und auch wenn sie mit dem Gedanken spielen, einer Arbeit nachzugehen, wissen die meisten nicht, wie sie das anstellen sollen.

Jonathan Trabelsi kommt aus einem ultraorthodoxen Umfeld in Jerusalem und kennt die Probleme dieser Isolation. Er selbst arbeitet in einem Hightech-Unternehmen und ist als Berufstätiger einer

der Einzigen seiner Art in der Nachbarschaft: «Dadurch, dass wir wenig Kontakt mit der sogenannten Aussenwelt pflegen, sind wir auf Selbsthilfe angewiesen.» Sogar dann, wenn jemand mit dem Gedanken spielt, arbeiten zu wollen, sei der erste Schritt ein scheinbar kaum überwindbarer. «Wir nutzen das Internet weniger oder sogar überhaupt nicht. Wir kennen viele Zugänge, welche anderen Menschen simpel erscheinen, nicht.» Während in seinem Umfeld die Männer kaum arbeiten, tun dies im Gegensatz dazu praktisch alle Frauen. Jonathan selbst kennt keine Frau, welche nicht erwerbstätig ist. Man nennt sie in Israel oft «die Superfrauen von Jerusalem», denn sie sind es, welche die vielen Kinder grossziehen, den Haushalt schmeissen und das Geld für die Familie verdienen.

Verschiedene Grossunternehmen in ganz Israel unterstützen derweil die Berufstätigkeit dieser haredischen Frauen und ermöglichen ihnen Arbeit in speziell für sie eingerichteten Etagen, fernab von fremden Männern. Aber auch eine Menge fleissiger Frauen kann das Loch, welches ihre Männer jährlich in die Staatskasse reissen, nicht füllen. Wer nämlich Vollzeit an einer sogenannten Yeshiva (jüdische Religionsschule für Männer) studiert, bekommt nebst seinem Stipendium auch noch andere Be-

nefits: Vergünstigungen bei den kommunalen Steuern, Vergünstigungen bei der Kinderbetreuung. Das ist beispielsweise auch in der Schweiz so. Der Unterschied hierbei liegt jedoch in der Dauer des Studiums, welches bei den Yeshiva-Studenten oft ein Leben lang andauert.

Es ist ein Problem, das mit jeder Generation grösser wird, denn die Haredim gehören zu der Bevölkerungsgruppe, bei denen die Geburtenrate am höchsten ist: Während eine nicht orthodoxe jüdische Frau in Israel durchschnittlich 2,4 Kinder zur Welt bringt, sind es bei den haredischen Frauen 6,9. Diese Zahl ist zwar rückläufig, entspricht aber noch immer einem Vielfachen des Durchschnitts. Im vorigen Jahr knackte die haredische Gemeinschaft erstmals die Ein-Millionen-Marke in Israel und machte somit zwölf Prozent der Gesamtbevölkerung im Land aus. Nicht nur Wirtschaftskenner sind alarmiert, sondern das ganze Land schaut dieser Entwicklung mit Sorgen entgegen.

Zweifelhafte Massnahmen

Es liegt auf der Hand, dass die Regierung handeln muss, wenn sich eine signifikante Bevölkerungsgruppe aus idealistischen Gründen nicht in den Arbeitsmarkt integriert. Doch genau hier scheitert die Regierung an ihren eigenen



Ultraorthodoxe Juden

Die Haredim gehören einer der konservativsten Richtungen des Judentums an und machen weltweit etwa zehn Prozent aller Juden aus. Der Grossteil der ultraorthodoxen Juden hat ihren Ursprung in Osteuropa, häufig wird untereinander Jiddisch gesprochen. Die Hälfte aller Haredim lebt in Israel und sorgt hier immer wieder für Schlagzeilen. Haredim sind die einzigen israelischen Juden, die im Kollektiv vom eigentlich obligatorischen Militärdienst für Männer und Frauen befreit sind. Eine Gesetzgebung, die in Israel immer wieder hitzig diskutiert wird und regelmässig zu Demonstrationen führt.

Die Ultraorthodoxen in Israel leben meist in abgeschotteten Nachbarschaften wie beispielsweise Bnei Brak bei Tel Aviv. Die Nachbarschaft Mea Shearim in Jerusalem gilt als die orthodoxeste in ganz Israel. In der jüdischen Gesellschaft Israels nehmen die Ultraorthodoxen eine Randposition ein. Sie nehmen kaum am gesellschaftlichen Leben teil und verkehren in ihrer Freizeit selten mit Menschen ausserhalb ihrer Gemeinschaft. Diese Form erzkonservativen Judentums ist auch vielen Israeli ein Mysterium – das scheinbar aber fasziniert. Denn fürs israelische Fernsehen werden immer wieder TV-Serien und Filme produziert, welche das vermeintliche Innenleben dieser Gemeinschaft zeigen.

jho

Interessen: Seitdem die ultrareligiösen Parteien Jahadut HaTorah HaMe'ukhedet (Vereinigtes Thora-Judentum, sechs von 120 Sitzen in der Knesset) und Shas (Kurzform von Shomrei Sfarad – für Sephardische Thora-Wächter) seit 2015 zu den nötigen Koalitionsparteien von Ben-



Ultraorthodoxe Juden demonstrieren für ihr Recht, nicht von der Regierung zum Armeedienst verpflichtet werden zu können.

jamin Netanjahus Regierung gehören, wird vonseiten der Koalitionspartner erfolgreich für eine Anhebung der Stipendiegelder für Vollzeit-Religionsstudenten gekämpft. Voriges Jahr erreichte die Regierung, dass dieses Stipendien-Budget auf ein noch nie da gewesenes Hoch aufgestockt wurde, nämlich auf 1,2 Milliarden Schekel (ca. 200 Millionen Franken) pro Jahr für rund 108 000 Vollzeit-Studenten. Im Vergleich zum Vorjahr ist das ein Anstieg von 50 Millionen Schekel (ca. 13 Millionen Franken). Zum Vergleich: In der Schweiz gaben die Kantone im Jahr 2016 für Stipendien auf der Tertiärstufe über 157 Millionen Franken aus – und dies für etwas mehr als 18 000 Studierende, also doch deutlich mehr Geld. Aber natürlich sind das Lohnniveau und die Lebenshaltungskosten in Israel deutlich niedriger.

Selbstverständlich ist es von politischer Seite her wichtig, eine grosse und wachsende Gemeinschaft zufriedenzustellen. Das garantiert eine gewisse Anzahl Wähler im Land. Doch damit hat sich Israel auf einen gefährlichen Weg begeben. «Jerusalem zerstört sich so selbst», sagt

Dr. Naomi Hausman, Dozentin für Volkswirtschaft an der Hebräischen Universität Jerusalem. «Wenn die Unterstützung für den Lebensstil der Haredim ansteigt, bedeutet das zwangsläufig, dass die gesamte arbeitende Bevölkerung mit ihren Steuerbeiträgen dafür aufkommen muss. Einerseits motiviert noch mehr Geld fürs Nichtarbeiten keinen, in den Arbeitsmarkt einzusteigen. Andererseits werden diejenigen, die täglich arbeiten gehen, eines Tages keine Lust mehr haben, eine willentlich nicht arbeitende Gemeinschaft zu finanzieren. Diese Menschen werden Jerusalem früher oder später verlassen. Zurückbleiben werden freiwillige Arbeitslose.»

Hausman kritisiert das neue Stipendien-Budget der Regierung scharf und sieht in ihm einen Faktor, der der wirtschaftlichen Entwicklung Jerusalems schaden wird. «Man muss die Leistungen kürzen und die ultraorthodoxe Gemeinschaft somit zum Arbeiten zwingen.» Die Regierung erklärte den Anstieg der Leistungen damit, dass mit ihm auch die Zahl der Vollzeit-Studenten angestiegen ist und sich das Budget



Foto: Keystone/EPA/Abir Sultan

Naomi Hausman:

«Man muss die Leistungen kürzen und die ultraorthodoxe Gemeinschaft somit zum Arbeiten zwingen»

demnach proportional vergrößert habe. Anders sieht das Jonathan Trabelsi: «Man muss den Druck auf die ultraorthodoxe Gemeinschaft nicht von aussen erhöhen», sagt er. «Der gedankliche Wandel findet bereits statt, wenn auch langsam. Man muss dieser Entwicklung nur genug Zeit geben, sich zu entfalten. Die Angst, man würde die Religion auf Kosten der Arbeit vernachlässigen oder könne sich durch seine Integration ins welt-

liche Leben vom religiösen Weg abwenden, ist allgegenwärtig.» Beispiele wie er eins sei, ermutigten jedoch immer mehr haredische Männer, sagt er. Jonathan selbst widmet sich nach der Arbeit dem Thora-Studium.

Seit acht Jahren verbindet Jonathan diese beiden Welten. Den Fehler nur bei den haredischen Gemeinschaften zu suchen, findet er falsch: «Ich habe selbst erlebt, wie man als haredischer Mann ausgegrenzt wird. Man hat mir bei Job-Interviews oft zu verstehen gegeben, dass ich mit meiner Lebensplanung nicht an den Ort passen würde, wo ich mich beworben habe.» Anzunehmen, dass wirtschaftliche Anliegen von den ultraorthodoxen Gemeinden nicht gesehen würden, sei ein falscher Eindruck, den man vermittelt bekomme. Laut Trabelsi brauche es mutige Vorreiter und möglichst wenig Druck von aussen, um mehr Haredim in die Arbeitswelt zu integrieren.

Es gibt zahlreiche Nichtregierungsorganisationen, welche sich darum bemühen, haredische Männer in Jerusalem und in ganz Israel in die Arbeitswelt zu integrieren. Eine davon ist Kemach. Yitzik Crombie von Kemach ist nicht naiv, wenn er auf die potenzielle wirtschaftliche Zukunft Jerusalems schaut: «Ein wirtschaftliches Desaster ist mit dieser demografischen Entwicklung kaum aufzuhalten, auch wenn wir mit Hochdruck daran arbeiten, haredische Männer in den Arbeitsmarkt zu integrieren.» Die Lösung sieht er bei den ultraorthodoxen Rabbinern: «Wenn alle Rabbiner der Haredim klar Stellung beziehen und sagen würden, dass man als orthodoxer Jude auch arbeiten kann, ohne dabei seine religiösen Verpflichtungen vernachlässigen zu müssen, wäre unserer Wirtschaft sehr geholfen.» Auch Jonathan Trabelsi teilt diese Meinung und sieht diesbezüglich gar einen positiven Trend: «Ich sehe es in unseren Gemeinden seit einigen Jahren immer öfter, dass auch ultraorthodoxe Rabbiner ihre Anhänger zur Arbeit motivieren.» Bei den religiösen Führungspersonen liege ganz klar einer der Schlüssel zum Erfolg.

Schlechte Voraussetzungen

Kulturelle Herausforderungen, welche sich auf die israelische Wirtschaftssituation Jerusalems auswirken, findet man

auch bei den Palästinensern und arabischen Israeli in Jerusalem. In ganz Israel sind nur 35 Prozent der arabischen Frauen erwerbstätig, in Jerusalem sogar nur 22 Prozent. Während es bei den haredischen Familien die religiöse Überzeugung ist, welche die Männer von der Arbeit abhält, sind es bei arabischen Familien kulturelle Umstände, welche die Erwerbstätigkeit von Frauen verhindern: «Die Hindernisse, vor denen arabische Frauen stehen, sind vielseitig», weiss Wafa Ayoub, Leiterin des East Jerusalem Employment Center. «Araber aus Ostjerusalem sprechen kaum Hebräisch, was einer Integration in den Arbeitsmarkt im Weg steht. Hinzu kommen die kulturellen Vorstellungen einer Familie, in der die Frau nicht arbeitet. Arabische Frauen bleiben häufig Mütter und Hausfrauen.» Ein niedriger Bildungsstandard und eine nicht abgeschlossene Schulausbildung oder Ausbildung erschweren den Berufseinstieg zusätzlich. Auch die schlechte Verkehrsvernetzung Ostjerusalems, wo die arabischen Frauen wohnen, mit dem Rest der Stadt oder dem Rest des Landes, ist ein grosses Problem. Es gibt oft keine Möglichkeit, mit öffentlichen Verkehrsmitteln einen potenziellen Arbeitsplatz zu erreichen.

Genau wie die Haredim haben auch die arabischen Bürger Jerusalems mehr Kinder als der nationale Durchschnitt: Während arabische Frauen in Israel im Schnitt 3,13 Kinder haben, beträgt die Zahl derjenigen in der Hauptstadt 3,23. Beide Zahlen liegen über dem nationalen Gesamtdurchschnitt. Auch wenn alle NGOs berichten und auch belegen können, dass das Interesse, sich in den Arbeitsmarkt zu integrieren, bei beiden Bevölkerungsgruppen wächst, so ist der Fortschritt in Anbetracht der demografischen Entwicklung aktuell nicht schnell genug. Um den Wirtschaftsstandort Jerusalem zu sichern, braucht es Bemühungen von allen Seiten. Hier spielen politische Entscheidungen eine tragende Rolle, aber auch religiöse. Es ist ein Problem, bei dem alle Parteien an einem Strang ziehen müssen, im gemeinsamen Interesse ihrer Heimat. ■